

Integration. Dem syrischen Genetiker Hamdi Alsaffouri gelang die Flucht nach Europa. Hier beruflich Fuß zu fassen ist aber schwierig. Im Programm Science in Asylum konnte er neue Kontakte knüpfen.

„Im Labor sein – das ist mein Leben“

VON SONJA BURGER

Das ganze Gebiet um unser Institut herum wurde schwer bombardiert. Unser Labor befand sich im obersten Stock. Ich war auch im Gebäude. Wir sahen zu, wie die Kampffjets die Bomben abwarfen. Dann sagte man uns, dass wir in den Keller laufen und wegfahren sollen“, erinnert sich der syrische Molekulargenetiker Hamdi Alsaffouri an seinen letzten Arbeitstag im August 2013.

Ob das Gebäude mitsamt dem Labor zerstört wurde, weiß er nicht. Mit der Heimat und den dort lebenden Verwandten hat er schon lang keinen Kontakt mehr. Das wäre für ihn und seine Familie zu gefährlich. Seine Karriere als Wissenschaftler hat der Krieg begraben. Erst rund eineinhalb Jahre zuvor hatte er die Stelle als Leiter der Abteilung für Pflanzenbiotechnologie am Ministerium für Landwirtschaft und Agrarreformen übernommen.

Sein Vorgänger und auch sein Nachfolger flohen wie er nach Europa. Nach fast zwei Jahren in Österreich gelang es ihm vor Kurzem, im Rahmen des Projekts Science in Asylum für drei Monate wieder in einem Labor tätig zu sein – als Volontär, sprich unbezahlt. Über das Netzwerk von Kollegen erfährt Alsaffouri nun von Jobangeboten – er hofft, so eine passende Stelle zu finden. „Ich möchte im Labor sein, die Pipette anfassen, DNA sequenzieren. Das ist mein Leben“, sagt der Genetiker.

Damaskus bot keinen Schutz

Das Bombardement überstand er unverletzt, doch die verschärften Sicherheitskontrollen in Damaskus durch die syrische Polizei brachten den syrischen Wissenschaftler in seiner Heimat immer mehr in Gefahr. Denn trotz seiner Tätigkeit für das Ministerium wurde er wegen seines Geburtsorts sowie seines Nachnamens verdächtigt, ein Gegner des Assad-Regimes zu sein.

Die Anonymität der Hauptstadt Damaskus bot keinen Schutz mehr, er musste um sein Leben fürchten. Einziger Ausweg: die Flucht. Während es ihm gelang zu organisieren,



Hamdi Alsaffouri konnte in Wien drei Monate lang wieder forschen – jedoch unbezahlt. [BRW]

ren, dass seine Frau und seine Kinder sicher nach Ägypten kamen, stieß er überall auf verschlossene Türen. Der Arbeitgeber gab dem Wunsch nicht nach, und die Regierung verhinderte seine Ausreise.

Doch dann bot sich eine einmalige Chance. „Die Internationale Atomenergie-Organisation in Wien

LEXIKON

Science in Asylum ist ein durch Spenden finanziertes Projekt des Zentrums für Soziale Innovation (ZSI). Asylberechtigte und Asylwerber mit Hochschulabschluss, die in der Forschung tätig waren, können um Teilnahme ansuchen. Das ZSI vermittelt Informationen und hilft bei der Vernetzung, etwa mit Fachkollegen, Medien und Forschungsinstitutionen. Konkrete Jobs werden nicht angeboten, und abgesehen von der Rückerstattung der Fahrtkosten gibt es keine finanzielle Unterstützung.

arbeitete in einem Projekt zu Mutationszüchtung und Effizienzsteigerung mit der syrischen Regierung zusammen. An einem Training in Wien sollten zwei Syrer teilnehmen. Ich war einer von ihnen und ging nicht mehr zurück, wollte aber nach Ägypten. Das klappte nicht. So blieb ich in Wien“, berichtet der Syrer, der seit September 2014 asylberechtigt ist.

Gemeinschaftsquartiere, keine Möglichkeit zu arbeiten oder Deutsch zu lernen prägen seine Erinnerung an die Zeit als Asylwerber in Österreich. Es ist ihm unangenehm, hier in einem Hotel nahe dem Hauptbahnhof zuerst die negativen Dinge anzusprechen. Denn was ihm wirklich wichtig ist: Er fühlt sich akzeptiert und sicher.

Von beruflicher Normalität ist Alsaffouri aber noch weit entfernt. Studienabschlüsse aus Ägypten in Genetik bis zum Ph. D., seine vormalige Leitungsfunktion – all das

nützt ihm wenig, um einen adäquaten Job in der Wissenschaft zu bekommen. Er muss von null beginnen. „Es geht nicht um die Position oder Geld. Ich liebe meine Arbeit. Ohne sie fühle ich mich wie tot“, bekennt Alsaffouri. Verständnisvoll sieht ihn sein Kollege, der Pflanzengenetiker Berthold Heinze vom Bundesforschungs- und Ausbildungszentrum für Wald, Naturgefahren und Landschaft, an. Drei Monate lang war Alsaffouri als Volontär Teil seines Teams am Institut für Waldgenetik. Beim Wiedersehen merkt man den beiden die gegenseitige Wertschätzung an.

Die Laborsprache ist Englisch

„In Österreich haben viele die Vorstellung, dass man Flüchtlingen auch wegen der Sprache nur einfache Jobs geben kann. Sehr viele haben jedoch einen Hochschulabschluss. Die Sprache in der Wissenschaft ist Englisch. Warum braucht

man also perfekte Deutschkenntnisse? Die haben viele Mitarbeiter an unserem Institut auch nicht“, betont Heinze.

In Syrien arbeitete Alsaffouris Team an einem Gentechnikgesetz, und sein Labor hätte sich mit allen Aspekten rund um gentechnisch veränderte Organismen befasst – hätte der Krieg nicht alles zerstört. Seine Leidenschaft für die Wissenschaft konnte das Leid nicht ersticken. „Hier in Europa ist es schwierig. Solange man hofft, kann man aber alle Probleme überwinden“, ist der Syrer zuversichtlich. Das Projekt Science in Asylum des Zentrums für Soziale Innovation (ZSI), durch das er mit Heinze in Kontakt kam, ermöglichte ihm den Wiedereinstieg.

An die Worte seiner Frau, als er am ersten Arbeitstag im Labor lächelnd nach Hause kam, erinnert er sich gut. Sie sagte nur: „Du arbeitest wieder!“

Kaffeetrinker beobachtet

Verhalten bei Starbucks entspricht nicht Kulturkreis.

Kulturunterschiede gibt es auch in der globalisierten Welt genug: Studien zeigen, dass selbst das Konsumverhalten davon geprägt ist. Forscher der Uni Klagenfurt untersuchten, ob das Verhalten von Kaffeetrinkern weltweit dem jeweiligen Kulturkreis entspricht. Sie verglichen Kulturen, in denen das Individuum im Zentrum steht (Deutschland, Großbritannien, Niederlande, Polen, Tschechien), mit kollektivistischen Kulturen, für die die Gemeinschaft wichtiger ist (Chile, Brasilien, China, Russland, Indien).

Dazu beobachteten sie mit den Unis Köln und Ingolstadt 3700 Kunden in Starbucks-Filialen. Die Überraschung: Menschen in gemeinschaftlichen Kulturen gehen häufiger allein zu Starbucks als in individualistischen. Die Forscher vermuten, dass dieses kulturkonträre Verhalten durch das Umfeld des internationalen Kaffeehausriesen gefördert wird. (vers)

Flüchtlinge bringen Inspiration

Migration. Salzburger Forscher erkunden, wie Musik von Migranten die heimische Kultur beeinflusst und wie österreichische Musik zur Integration beitragen kann.

VON CLAUDIA LAGLER

Mozart war jener Komponist des 18. Jahrhunderts, der mit Abstand die meisten Kilometer zurückgelegt hat. Seine Musik zeugt von der Inspiration, die er auf den vielen Reisen erfahren hat. Wenn schon Reisen solche Spuren hinterlassen, wie prägend muss der Blick auf andere Kulturen erst bei Menschen sein, die dauerhaft ihre Heimat verlassen? Und welchen Einfluss hat die Musik von Migranten auf das musikalische Schaffen oder die Konzerte des Gastlandes?

Solchen Fragen gehen Musikwissenschaftler und Historiker in Salzburg nach. „Migration wird derzeit meist unter ökonomischen oder sozialen Blickwinkeln gesehen. Wir wollen die kulturellen Aspekte aufzeigen“, sagt Wolfgang Gratzler, Musikwissenschaftler an der Universität Mozarteum. Musik biete eine Chance, ein tieferes Verständnis für die andere Kultur zu finden. Gleichzeitig könne Musik aber auch Einwanderern beim Verständnis der Kultur ihres Ziellan-

des helfen. Das mache Integration für beide Seiten chancenreicher.

In einem ersten Schritt haben die Salzburger Wissenschaftler mit dem Buch „Salzburg: Sounds of Migration“ (Verlag Hollitzer) eine Bestandsaufnahme über Initiativen und Projekte gemacht, die es schon gibt. In Salzburg existiert bereits die von Nils Grosch betreute „Music and Migration Collection“. Im Haus der Stadtgeschichte befindet sich seit 2014 ein Archiv, das Biografien von Migranten als bedeutsamen Teil der Geschichte Salzburgs dokumentiert. Und es gibt zahlreiche Konzertinitiativen, bei denen Interessierte die Musik fremder Länder kennenlernen können.

Harmonisch oder dissonant?

Auch die internationale Tagung „Musik und Migration“, die derzeit in Salzburg stattfindet, soll in konkrete Forschungsprojekte münden. Gerade an der Universität Mozarteum, deren 1700 Studierende zum überwiegenden Teil aus dem Ausland kommen, zeigt sich, wie vielfältig Musik gehört und interpretiert wird. „Es gibt kein einheitliches Verständnis davon, was gute und was schlechte Musik ist“, erzählt Gratzler. In unserem Kulturkreis gibt es eine Vorstellung davon, was harmonisch ist. In der Mongolei gelten Gesänge, die bei uns dissonant wirken, als besonders schön. Es gebe aber auch verblüffende Parallelen. In Westindien erfuhr Gratzler von einer populären Fernsehshow, deren Moderator Hansi Hinterseer nicht nur zum Verwechseln ähnlich sah, sondern auch eine ähnliche Musik machte.

Gegenseitige Beeinflussung habe es immer gegeben. Im Jazz oder in der Popmusik seien die Globalisierungsphänomene häufig erkennbar. Durch die aktuellen Flüchtlingsbewegungen würde die gegenseitige Inspiration deutlich zunehmen, glaubt der Wissenschaftler. Gleichzeitig steigen das Interesse und die Wertschätzung für die eigenen musikalischen Wurzeln. „Es ist eine Begegnung mit ungewissem Ausgang“, sagt Gratzler. Das macht die Begegnung so spannend.

Rassistisch beim Computerspiel

Vorurteile tauchen auch im Kampf gegen Zombies auf.

Wiener Psychologen baten fünf Frauen und fünf Männer ins Labor, um in einem eigens entwickelten Videospiel gegen Zombies zu kämpfen. Die Spieler sollten laut mitsprechen, während sie entscheiden, welche virtuellen Gruppenmitglieder – mit offensichtlich unterschiedlicher Herkunft – sie auswählen oder welche Figuren sie in tödliche Kämpfe schicken.

In dem simplen Setting zeigten sich starke sexistische und rassistische Vorurteile – etwa in Aussagen wie „Man weiß ja, dass Inder das gut können“. Alle Personen hatten Angst vor dem Vorwurf diskriminierender Haltungen. Sie sagten etwa sofort, wenn ihnen eine belastende Meldung ausratschte: „So habe ich das nicht gemeint.“ Diese Teilnehmer konnten sich im psychologischen Gespräch mit den Ängsten auseinandersetzen – eine Möglichkeit, die reale Computerspieler selten haben. (APA)